



Dokumentation

Andreas Knapp

Menschenführung aus geistlicher Haltung

„Menschenführung“ – Manipulation oder „E-ducation“?

Von „Menschenführung“ zu reden oder von „Personalführung“ hat nichts Anrühiges an sich. Ich erinnere mich an die Zeltlager meiner Kinderzeit, wo wir von unseren Gruppenleitern als „Führern“ redeten. Wir fanden damals nichts dabei. Durch ein wachsendes Problembewusstsein wurde das Wort „Führer“ später durch „Gruppenleiter“ ersetzt. Der Begriff „Führer“ ist wohl doch ein kontaminiertes Wort. Auch die „geistliche Führung“ von früher ist der „geistlichen Begleitung“ gewichen und es geht hier nicht nur um sprachliche Kosmetik, sondern die bezeichnete Sache selber hat sich gewandelt. In der Schule geht es klar um Menschenführung. Pädagogik heißt ja wörtlich: „Kinderführung“. Die Direktorin, der Direktor, das sind die Leute, die „leiten und führen“ (dirigere) – in der Schule bezogen auf das Lehrerkollegium, auf den Betrieb mit Sekretariat, Reinigung, Haus-

meister. Dann die Schülerinnen und Schüler. Und es braucht eine Führung der Eltern, wobei auch diese bisweilen noch etwas erzogen werden müssen.

In welchem Geist geschieht unsere Menschenführung? Vielleicht kann man – schematisch etwas grob – sagen: Menschenführung kann als Manipulation oder als „E-ducation“, als Heraus-Führung realisiert werden. Schauen wir zunächst auf die Tendenzen zur Manipulation. Wir sind immer in Gefahr, bewusst oder unbewusst, zu manipulieren und manipuliert zu werden. Das Heimtückische an der Manipulation ist ja gerade, dass der Manipulierte davon nichts merkt und in der Illusion der Freiheit lebt. Ich wähle ein Beispiel aus meiner Leipziger Wahlheimat. Durch den preisgekrönten Film „Das Leben der andern“ wurden wir wieder mit den Machenschaften und Methoden der Stasi konfrontiert. Ein etwas krasses Beispiel wurde bei einer Führung im Stasi-Museum in Leipzig vorgestellt: Ein für die DDR wichtiger Wissenschaftler war in eine persönliche

Krise geraden. Es verdichteten sich die Hinweise, dass er sich in den Westen absetzen könnte. Die Stasi brachte in Erfahrung, dass sich der gute Mann in einer Ehekrise befand und daher dringend eine neue Beziehung brauchte. Man erkundete das Frauen-Profil dieses Mannes. Er stand auf blond, und zwar die Haare hinten zusammengebunden, war anfällig für große Oberweiten und hatte einen Faible für die französische Kultur. So wurde eine Stasi-Mitarbeiterin auf ihn angesetzt, die diesem Profil entsprechen konnte. Ein anscheinend zufälliges Treffen wurde arrangiert. Man kannte die Gewohnheiten des Herrn Professors. Beim Einkaufen sollte sich die Agentin an der Kasse hinter ihm anstellen, dann etwas fallen lassen, so dass sich der Professor umdrehen würde. Die Dame sollte dann „merde“ sagen (französisch für: „Scheiße“) und sich so bücken, dass der Professor ihr zwangsläufig in den Ausschnitt schauen muss und zugleich den Haarknoten auf dem Hinterkopf in den Blick bekommt. Dieser kurze Moment sollte alles entscheiden. Es kam zu jener schicksalsschweren Begegnung: Die Agentin stand hinter dem Professor an der Kasse. Ihr fiel etwas aus der Hand. „Merde!“ Sie bückte sich. Ein Blick, und es hat funktioniert. Es kam eine Beziehung zustande, so dass der Zufriedenheits-Pegel des Professors wieder anstieg und er den Gedanken der Republikflucht verwarf.

Menschenführung: Unlängst hörte ich von Computerprogrammen, die die Gesichtszüge von Menschen abchecken und feststellen können, in welcher Gefühlslage sich ein Mensch jeweils befindet: ob er also eher heiter oder traurig gestimmt ist. Es gibt Überlegungen, mit Hilfe von Kameras die Gesichtszüge von Passanten zu erfassen, um dann ein paar Meter weiter genau die Werbeplakate zu präsentieren (mit Hilfe von Wechselsystemen), die der Stimmungslage dieses Menschen korrespondieren. Die bisher noch eher allgemein gestreute Werbung soll dadurch individuell besser abgestimmt werden und den einzelnen dort abholen, wo

er emotional gerade steht und dorthin führen, wo man ihn am besten abzocken kann. Alle Formen von Manipulation sind durch eine klare Hierarchie gekennzeichnet: Es gibt die Wissenden, die Lenker – und es gibt die Unwissenden, die Geführten, die unmündig gehalten und gesteuert werden. Die Drahtzieher wollen zwar führen, selber aber keinesfalls geführt werden. Sie wollen manipulieren, sichern sich aber dagegen ab, manipuliert zu werden.

Als Beispiel wieder die Stasi: In den Statuten des Ministeriums für Staatssicherheit war festgeschrieben, dass die Stasi das Politbüro nicht überwachen darf. Das Volk wird also ge-

Dokumentation

Vom 12. bis 14. November 2007 fand im Exerzitienhaus Himmelsporten der Diözese Würzburg die letztjährige Mitgliederversammlung der Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition – Ordensdirektorenvereinigung (ODIV) statt. Sie widmete sich dem Themenschwerpunkt „Quellen lebendigen Wassers. leben – führen – gestalten“. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert das Hauptreferat von Br. Dr. Andreas Knapp, Leipzig. Br. Andreas war nach dem Studium der Philosophie und Theologie und seiner Promotion lange als Hochschuleseelsorger und Direktor des Collegium Borromaeum (Priesterausbildung) in Freiburg tätig. Seit dem Jahr 2000 ist er Mitglied der „Kleinen Brüder vom Evangelium“. Er arbeitet als Saisonarbeiter am Fließband und ist daneben ehrenamtlich als Schulseelsorger tätig. Die Gemeinschaft lebt am Stadtrand von Leipzig in einer typischen Plattenbauwohnung.

D führt von jemandem, der sich selber nicht führen lassen will. Solche Führer postulieren für sich einen Absolutheitsanspruch. Sie kennen keine Instanz mehr, vor der sich alle gleichermaßen verantworten müssen. Sie erheben sich selber zur letzten Instanz, die weiß, was für die anderen gut ist. Sie agieren als „letzte Bewegung“, als Ursprung der Macht und nehmen damit klassische Gottesattribute für sich in Anspruch. „Die Partei hat immer Recht“, so tönt ein schöner SED-Song. Die Stasi weiß alles. Sie ist omnipräsent. Und die Parteispitze ist allmächtig. Ironie der Geschichte: In der Villa von Erich Mielke wurde nach der Wende ein ominöser roter Koffer gefunden und es zeigte sich, dass er – entgegen der Stasi-Statuten – selbst Honkecker hatte bespitzeln lassen.

Die Gegenbewegung zur Manipulation könnte als „E-ducation“ beschrieben werden, als Heraus-Führung und Freigabe der Person, die sich mehr und mehr selber bestimmen darf. Das Zielbild einer solchen freilassenden Erziehung könnte mit dem biblischen Begriff des „Ebenbildes Gottes“ beschrieben werden. Als Ebenbild wird der Mensch zum Gegenüber Gottes. Wenn wir von der Grunderfahrung der menschlichen Liebe ausgehen, dann sucht Liebe ja nach einem Gegenüber, das Liebe auch beantworten kann. Liebe wünscht sich Gegenliebe und folglich auch Freiheit. Daher schuf Gott ein Wesen, das fähig ist, in Freiheit zu antworten. Nur eine freie Antwort ist auch wirklich eine liebende Antwort. Eine mit Gewalt erzwungene Liebe ist eben keine Liebe, sondern Vergewaltigung.

Der unfreie Mensch ist zu einer liebenden Antwort nicht mehr fähig. Unfreiheit bedeutet Abhängigkeit. Man kann von materiellen Dingen abhängen, von Alkohol, Drogen oder Geld. Es gibt auch psychische Abhängigkeiten, etwa von Phantasien oder Bedürfnissen. Alle diese Abhängigkeiten nennt die Bibel „Götzen“. Ein Götze ist ein falscher Gott, der die Freiheit des Menschen zerstört und mit dessen Freiheit auch seine Persönlichkeit.

Daher lädt der biblische Gott den Menschen ein, seine falschen Götzen zu verlassen und aus den betrügerischen Sicherheiten auszuweichen. Die Götzen bieten eine illusorische Sicherheit an, die letztlich abhängig macht. Je mehr sich ein Mensch einem Götzen unterwirft, umso mehr braucht er ihn. Für die Bibel ist der wahre Gott dagegen jener, der dem Menschen Sicherheit schenkt, ohne ihn zu versklaven. Er schenkt Liebe und Freiheit zugleich. Und so will Gott den Menschen dazu erziehen, ein freier Mensch zu werden, eine Person also, die zur Liebe fähig ist.

Der Exodus: Die Schule der Wüste

Das Alte Testament erzählt uns die Geschichte der Befreiung des Volkes Israel. Diese Erzählung ist die wohl die zentralste und wichtigste des ganzen Ersten Testaments. Eine Gruppe von Hebräern war im Ägypten der Pharaonen zur Fronarbeit gezwungen worden. Die Ägypter machten den Israeliten „das Leben schwer durch harte Arbeit mit Lehm und Ziegeln und durch alle möglichen Arbeiten auf den Feldern.“ (Ex 1,14) Unter der Führung eines gewissen Mose gelingt dieser Gruppe die Flucht aus der Sklaverei. Die Befreiung aus Ketten und Gefängnis wird zur „Schlüssel-Erfahrung“ für dieses Volk.

Im religiösen Weltbild der Hebräer wird die Freiheit als Geschenk Gottes gedeutet. Gott will einen freien Menschen. Immer mehr wird dieser Gott als ein Anrufer erfahren, der jeden einzelnen mit Namen anspricht und ihn damit in die Freiheit der „Ver-Antwortung“ ruft. Gott will den Menschen freien, indem er ihn wie ein Liebender vor die Alternative stellt: Willst du mich – oder willst du mich nicht? Diese Erfahrung eines Gegenüber, das Freiheit und Liebe schenkt, lässt die Hebräer Gott als ein „Du“ erahnen. In der ansprechenden Erfahrung der Befreiung wird Gott nicht als numinoses Mysterium, sondern als Person erlebt, die anspricht, anruft und zu einem

Bund der Freundschaft einlädt. Im Bild des Ehebandes kommt die personale Dimension besonders klar zum Ausdruck. Gott ist kein anonymes Abgrund, keine gesichtslose Fruchtbarkeit, kein kosmisches Gesetz, sondern ein zugewandtes Antlitz. Dieses „Du“ ist ansprechbar und dem Menschen gegenüber zugleich anspruchsvoll.

Die befreiende Erfahrung der Flucht durch das Rote Meer ist eine Initialzündung für einen langen Weg wachsender, innerer Freiheit. Wer längere Zeit in einer Abhängigkeit gelebt hat, braucht zunächst einmal Abstinenz. Er muss die alten Strukturen und Mechanismen hinter sich lassen, das soziale Umfeld verändern und auch einen anderen Lebensstil lernen, der ihm neue Freiheit und Verantwortung ermöglicht. Das Volk Israel muss durch eine vierzigjährige Wüste ziehen, die als „Ent-ziehungs-Kur“ von vielfältigen Abhängigkeiten zu verstehen ist. Die Wüste ist eine Schule der Freiheit, weil sie keine sofortige Befriedigung der Bedürfnisse bereithält. In der Wüste steht nicht an jeder Ecke eine Pommies-Bude oder ein Getränkemarkt. Der lange Marsch durch die Wüste ist unabdingbar, um sich von falschen Abhängigkeiten zu befreien und zu lernen, aus dem Glauben an den Gott der Liebe zu leben. Dieser Weg in die größere Freiheit bleibt immer gefährdet, etwa durch die Versuchung zur Regression. Als die Israeliten in der Wüste hungrig werden, wollen sie nach Ägypten zurück, um sich an den Fleischtöpfen von Papa Pharaon den Wanst vollschlagen zu können: Wenn auch unfrei – Hauptsache satt! „Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“ (B. Brecht) Freiheit aber bedeutet, um moralischer Werte und Ziele willen auch mit knurrendem Magen, wenigstens ein Stück, weitergehen zu können. In einer Gesellschaft, die keinen Konsum-Verzicht mehr einübt, wird das Quäntchen Freiheit des Menschen zum Opfer der Übermacht von Werbung und Manipulation. Um lieben zu lernen, muss der Mensch sich jedoch selber zurücknehmen und loslassen können.

Es gibt auch die Flucht nach vorn: Der Tanz um das goldene Kalb der Fruchtbarkeit, das Traumbild von der „schönen, neuen Welt“, in der sich der Mensch in Allmachtsphantasien verliert. In der Wüste aber wird eine solche Fatamorgana zur tödlichen Bedrohung. Israel muss lernen, sich der eintönigen Realität zu stellen. Denn nach dem begeisterten Aufbruch sprudeln bald keine euphorischen Gefühle mehr und es kommt zu innerer Trockenheit.

Die Schule der Wüste zielt auf den Exodus aus sich selbst heraus. Das Lernziel „Vertrauen“ bedeutet, nicht aus der Sicherheit dessen zu leben, was man in der Hand und im Griff hat. Israel lernt, dass Gott die leeren Hände füllen kann, wenn man sie ihm offen hält. Gott schenkt in der Wüste das Brot vom Himmel und das Wasser, das aus dem Felsen entspringt. Glaube und Vertrauen sind die „Ressourcen“, die nachhaltigen Quellen also, die das Herz wirklich füllen können. Es gibt eine Lebendigkeit, die nur dann im Menschen aufsprudeln kann, wenn er nicht mehr hart ist wie ein Stein, sondern sich berühren lässt und weich wird; wenn er nicht alles selber im Griff hat, sondern sich von anderen oder von oben beschenken lässt.

Eine weitere Lektion der Wüste: Die Israeliten müssen lernen, dass man das von Gott geschenkte Brot nicht horten kann. Es gab einige Hebräer, die vom Manna mehr einsammelten als notwendig war. Aber dieses Brot wurde wurmig und stank. (Ex 16,20). Der Wunsch, alles zu bunkern und genügend Reserven zu haben, ist ein Zeichen fehlenden Vertrauens. Liebe kann man nicht einwecken oder aufsparen. Es gibt keine Freundschaft aus Konserven. Liebe schenkt sich immer nur von Augenblick zu Augenblick. Sie lebt vom Vertrauen, dass der andere mir treu bleiben und mich auch morgen wieder beschenken wird.

Auf diesem Weg lernt Israel Gott als Garanten der Freiheit kennen. Jahwe ist kein sesshafter Götze, dem man in seinem Tempel Tribute zu entrichten hat. Er ist ein Gott der Wüste: Wie ein Sturm, hörbar und doch un-

Dsichtbar; wie eine Wolke, sichtbar und verhüllend zugleich; wie ein brennender Dornbusch, faszinierend und doch unnahbar. Dieser Gott lässt sich nicht fixieren. Er lässt sich nicht einsperren in einem Tempel und nicht domestizieren durch einen Kult.

Wer sich – im Glauben – an diesen Gott bindet, wird selber entbunden zu immer größerer Freiheit. Denn Jahwe stellt alle menschlichen Fixierungen in Frage. Er ist kritisches Korrektiv zu allem, was abhängig und süchtig machen kann. Er zerbricht die selbstgestrickten Sicherheiten, die den Menschen versklaven. Gott „pro-voziert“ die Freiheit des Menschen und stellt ihn vor die große Alternative: „Hiermit lege ich dir heute das Leben und das Glück, den Tod und das Unglück vor. ... Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, damit du lebst, du und deine Nachkommen.“ (vgl. Dtn 30, 15; 19)

Im großen Erziehungsprojekt der Wüstenschule zeigt sich Gott als Lehrer, als Ausbilder, als Erzieher, der sein Volk führt. Er lädt den Menschen in seine Schule ein, um Vertrauen und Glauben zu lernen. Im Buch Deuteronomium spricht Gott zu seinem Volk: Aus diesen Erfahrungen „... sollst du die Erkenntnis gewinnen, dass der Herr, dein Gott, dich erzieht, wie ein Vater seinen Sohn erzieht.“ (Dtn 8,5) Hier wird uns Gott als Pädagoge vorgestellt:

1. Ziel der Erziehung ist die Freiheit, d.h. eine erwachsene Person, die autonom und selbstverantwortlich ist. Gott will keine Sklaven, sondern im Gegenteil: Erziehen ist educere, herausführen aus der Unmündigkeit und Sklaverei Ägyptens, konkret aus politischer, wirtschaftlicher, aber auch sozialer und psychischer Abhängigkeit. Exodus und Educatio hängen sprachlich und inhaltlich zusammen: Es geht um eine progressive Überwindung von Abhängigkeit und darum, Land zu gewinnen, Freiheit und Weite. Gott will den Menschen als ein erwachsenes Wesen, das in Freiheit und Verantwortlichkeit auf die Herausforderungen des Lebens

antworten kann. So wird der Mensch zum Abbild Gottes und zu einem Wesen, das mit seinem Schöpfer eine Beziehung von Freundschaft und Liebe eingehen kann.

2. Erziehung ist ein langer Weg. Gott muss nach biblischer Erfahrung sein Volk 40 Jahre lang begleiten, bis dieses endlich ins Gelobte Land hinüberzieht. Auf diesem Weg gibt es viele Rückschläge und Krisen. Es kommt zu Meutereien wegen mangelndem Brot, Wasser, Fleisch, Gurken und Knoblauch. Immer wieder das Gemeckere: „Kann man es euch denn ewig nicht recht machen?“ Ein störrisches Volk, so lautet das Urteil Gottes. Der hätte es eigentlich besser wissen müssen. Aber er bleibt sich selber als dem Gott der Befreiung treu. Es braucht unendlich viel Geduld, um ein menschliches Wesen in seiner Entwicklung zu begleiten. Und der Weg zu einer freien Persönlichkeit ist lang und steinig. So ist der Zug durch die Wüste bis heute ein gültiges Bild für die Erziehung zur Freiheit, Selbständigkeit, Persönlichkeit und Eigenverantwortung.

Welche Rolle spielt nun Mose bei diesem Befreiungsgeschehen?

1.

Das erste, was uns auffällt: Mose ist ein gefürhter Führer. Im Gegensatz zum absolutistischen Führungsanspruch etwa der Stasi wird Mose zu dieser Aufgabe berufen – und zwar ziemlich widerwillig. „Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen... Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen. ... Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk ... aus Ägypten heraus!“ (vgl. Ex 3, 7-10)

Mose werden die Knie weich und er zieht seine Kompetenz in Zweifel: „Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehen und die Israeliten aus Ägypten herausführen könnte?“ Gott aber sagt: „Ich bin mit dir. Ich habe dich gesandt...“ (Ex 3,12). Hier zeigt sich der entscheidende

Punkt: Mose handelt nicht aus eigener Machtvollkommenheit. Er ist kein selbst ernannter Führer, sondern weiß sich gesandt und seinen Führungsanspruch rückgebunden an Gott. Rückgebunden, lat. re-ligari, das bedeutet, dass Mose seine Leitungsfunktion religiös legitimiert und damit auch relativiert: Denn nur Gott ist absolut und ihm gegenüber ist und bleibt Mose verantwortlich.

So hat es die gläubige Deutung auch immer verstanden: Es ist Gott, der herausführt, der befreit und der erzieht. Mose ist nur ein Werkzeug Gottes. Im Ps 77 etwa wird dies so ausgedrückt: Du Gott, führtest dein Volk wie eine Herde, durch die Hand von Mose und Aaron (Ps 77, 21). Immer wieder wird betont, dass Gott selber der Handelnde ist: „Ich bin Jahwe. Ich führe euch aus dem Frondienst für die Ägypter heraus und rette euch aus der Sklaverei. Ich erlöse euch mit hoch erhobennem Arm...“ (Ex 6, 6)

Dieser Gott hat zwar einen Truchsess, der ihn vertritt, aber sein Führungsanspruch wird immer wieder betont. Im Bild von Wolken säule und Feuersäule wird deutlich, dass Gott der eigentlich Führende und Handelnde ist. Mose und Aaron sind und bleiben Wesire, die im Auftrag Gottes handeln. „Der Herr allein hat Jakob geleitet, kein fremder Gott stand ihm zur Seite“, so wird im Buch Deuteronomium noch einmal eigens unterstreichen. (Dtn 32,12)

Hier liegt ein entscheidendes Kennzeichen einer religiös fundierten Pädagogik: Der Führende versteht sich selber auch als ein Geführter. Er setzt sich nicht absolut, sondern lebt seinen Führungsanspruch relativ, d.h. in Beziehung gesetzt zu Gott, auf den er selber zu hören angewiesen ist. Mose ist Werkzeug und Mittler und er bleibt transparent auf Gott. Als er vom Berg herunterstieg, leuchtete seine Haut. Diese leuchtet nicht aus sich selber heraus, sondern als Reflex auf die Begegnung mit Gott. Dies kann ein Bild für Transparenz sein: durchsichtig sein auf das Licht, das nur Gott selber ist – und dann ausstrahlen, was wir von Gott empfangen haben.

2.

Mose wird nicht allein berufen. Er fühlt sich ja auch nicht eloquent genug, um vor dem Pharaon zu sprechen. Er bekommt also einen Sprecher zur Seite, einen porta-voce. Doch Aaron ist nicht nur Regierungssprecher, sondern hat auch selber Anteil an der Leitungsvollmacht. Ex 6,26 sagt ausdrücklich: „Das waren also Aaron und Mose, zu denen der Herr gesagt hatte: Führt die Israeliten aus Ägypten und übernehmt dabei die Leitung der Scharen!“

Die Verantwortung ruht somit auf mehreren Schultern. Dabei wird Mose klar als Anführer deklariert. Für ein so großes und gefährliches Unternehmen wie die Flucht aus Ägypten und einen vierzigjährigen Wüstenzug braucht es eine Führungspersönlichkeit mit einer klaren Verantwortlichkeit. Mose ist aber ehrlich und demütig genug, um auch um seine Grenzen zu wissen und daher entsprechende Aufgaben zu delegieren. In Ex 18 wird uns ausführlich davon berichtet, wie Mose durch das Richteramt überlastet ist. „Als der Schwiegervater des Mose sah, was er alles für das Volk zu tun hatte, sagte er: Was soll das, was du da für das Volk tust? Warum sitzt du hier allein, und die vielen Leute müssen vom Morgen bis zum Abend vor dir anstehen? ... Es ist nicht richtig, wie du das machst. So richtest du dich selbst zugrunde und auch das Volk... Das ist zu schwer für dich; allein kannst du es nicht bewältigen.“ (Ex 18, 14-18). Jitro rät Mose, sich im ganzen Volk nach zuverlässigen Männern umzusehen, die dann als Richter eingesetzt werden. Und hier steht der schöne Satz: „Entlaste dich und lass auch andere Verantwortung tragen! Wenn du das tust, sofern Gott zustimmt, bleibst du der Aufgabe gewachsen, und die Leute hier können alle zufrieden heimgehen.“ (Ex 18,23)

Auch hier spielt wieder die religiöse Grundhaltung eine entscheidende Rolle: Mose kann delegieren und muss nicht alles selber in der Hand haben, weil er weiß, dass es letztlich

D Gott ist, der alles in der Hand hält. In diesem Zusammenhang ist interessant, dass Mose als demütig beschrieben wird: Er war sogar „demütiger als alle Menschen auf der Erde.“ (Num 12,3) Vielleicht war gerade deshalb Mose ein so begnadeter und charismatischer Führer, weil er um seine eigenen Grenzen wusste und genau an seinen Schwachstellen andere Menschen zum Zug kommen ließ. Er hatte keine Angst, dass ihm die Kontrolle entgleiten könnte, was in der Tat geschah, als er auf den Berg stieg. Wir wissen, wie schnell Aaron einknickte und das Goldene Kalb anfertigen ließ. Dennoch reißt Mose nicht alle Kompetenzen an sich. Für ihn bleibt immer klar, dass Gott der eigentliche Anführer des Volkes ist. Und dieser Gott stellt ihm andere zur Seite, die gemeinsam mit ihm die Aufgabe meistern, das Volk aus der Abhängigkeit herauszuführen.

Eine solche freilassende Einstellung zur Macht beruht auf der religiösen Überzeugung, dass nur Gott allmächtig ist und er allein alle Macht hat. Weil Macht einen göttlichen Ursprung hat, muss sie nicht dämonisiert, sondern kann positiv gedeutet werden. Weil sie umgekehrt immer nur geliehene Macht ist, wird der Tendenz zum despotischen Missbrauch gewehrt. Mose braucht die Macht nicht zur Selbstdarstellung – und deshalb ist er frei, sie zum Wohl der anderen einzusetzen.

Als Mose schließlich erfährt, dass er selber nicht in das Land der Verheißung einziehen soll, gilt seine erste Sorge einem würdigen Nachfolger. Er bittet Gott, einen Anführer der Gemeinde einzusetzen, denn „die Gemeinde des Herrn soll nicht sein wie Schafe, die keinen Hirten haben.“ (Num 27,17) So gibt Mose dann einen Teil seiner Würde an Josua ab und dieser wächst noch unter der Obhut des Mose in die neue Verantwortung hinein. Und als sein Dienst zu Ende geht, klebt Mose nicht daran fest. Er kann sich von seiner Aufgabe verabschieden. Er hat eine Generation lang das Volk geführt. Jetzt ist eine neue Genera-

tion dran und er bleibt diesseits des Jordan zurück. Aber er segnet die Stämme Israels, die jetzt ohne ihn weiterziehen, in eine neue Zukunft hinein.

Die Pädagogik Jesu

Schauen wir nun in einem weiteren Schritt auf das Neue Testament. Von Jesus wird gesagt, dass er das sichtbare Ebenbild Gottes ist. Er wird uns als ein freier Mensch vorgestellt, der andere dazu befreit, sich als Ebenbild Gottes zu entwickeln und zu entfalten. Im Neuen Testament finden wir Jesus immer wieder in dieser Rolle als Lehrer und Erzieher.

Das Volk nannte Jesus „Lehrer“ (Rabbi) und „Meister“, denn das war seine Rolle und sein Auftrag, wie er selber bestätigt. Jesus hat Jünger, discipuli, zu deutsch: Lehrlinge oder Schüler und er hält Unterricht. Nicht in einer Schule, sondern in der Synagoge, auf dem Berg, auf der grünen Wiese. Er hat kein Lehrpult, aber er steigt in ein Boot, das ihm als schwimmende Kanzel dient. Was fällt nun an der Pädagogik Jesu auf? Jesus lehrt mit Autorität. Wir lesen im Matthäusevangelium (7,28f): Das Volk war tief beeindruckt, ja sogar betroffen von der Lehre Jesu, denn er lehrte sie wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten.

Was heißt Autorität? Echte Autorität meint nicht, sich über andere zu erheben und sie zu dominieren, indem man sagt: Du weißt ja nichts. Ich werd's dir jetzt sagen! Das Wort „Autorität“ hat seinen Ursprung im lateinischen „augere“ – vermehren. Im ursprünglichen Sinn des Wortes hat jemand dann Autorität, wenn er die Entwicklung und das Wachstum des anderen vermehrt, so wie das in der etwas altertümlichen Wendung zum Ausdruck kommt: „Einen Menschen groß ziehen“. Wer die Freiheit des andern dagegen einschränkt, wer ihn klein macht und erniedrigt, der hat keine wahre Autorität.

Von den Schriftgelehrten wird gesagt, dass

sie keine Autorität hatten. Warum? Weil sie den Leuten viele Lasten auferlegen, die sie selber nicht zu tragen bereit sind. Sie drücken die anderen und machen sie klein, um selber groß rauszukommen. Eine solche Person ist unglaublich und hat deswegen auch keine Autorität.

Jesus dagegen ist Lehrer und Lernender zugleich. Er lässt sich auch kritisieren und korrigieren. Weil Jesus selber glauben lernte, kann er auch glauben lehren. So wird er als lernender Lehrer zum Vorbild, das man nachahmen kann. Er und seine Jünger bilden eine große Lerngemeinschaft auf dem Weg zum Reich Gottes. Im Gegensatz zu den Pharisäern möchte Jesus die Freiheit seiner Schüler vermehren, damit sie als erwachsene, reife und verantwortliche Personen leben können. Er möchte keine abhängigen und infantilen Bewunderer haben. Er erlaubt ihnen daher auch nicht, dass man ihn „Vater“ nennt. Er weist den Paternalismus zurück. Er will, dass seine Schüler aus der gleichen Würde und Freiheit leben, die er selber hat und sagt: „Wenn der Schüler alles gelernt hat, wird er wie sein Meister sein.“ (Lk 6,40)

Für mich ist diese Zielrichtung der Erziehung bei Johannes dem Täufer sehr schön zu sehen. Die Evangelien deuten seinen Dienst als Wegbereitung für einen anderen, einen kommenden. Der soll wachsen und groß werden. Johannes fragt nicht ängstlich, was dann aus ihm selber wird. Er spürt auch keine Eifersucht, dass Jesus schließlich größer werden könnte als er selber. Er kann sich verabschieden, nachdem sein Auftrag erfüllt ist. Seine Freude ist es, dass der andere wächst und sich entfaltet. Jesus, seinen Täufling und in gewisser Weise seinen Schüler, wachsen zu sehen, das genügt ihm als Grund seiner Freude. „Der Freund des Bräutigams, der dabei steht und ihn hört, freut sich über die Stimme des Bräutigams. Diese Freude ist nun für mich Wirklichkeit geworden.“ (Joh 3,29)

In ähnlicher Weise versteht auch Jesus seinen Erziehungsauftrag. Im Johannesevange-

lium sagt er zu seinen Schülern: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Ich nenne euch Freunde, denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.“ (Joh 15,15)

Das Ziel der Erziehung ist also: die Beziehung, die naturgemäß von Abhängigkeit geprägt ist, progressiv zu überwinden. Ein Kind ist noch ganz abhängig von Eltern und Lehrern. Das Ziel ist der erwachsene Mensch, der ebenbürtig ist in seiner Freiheit und Persönlichkeit. Jesus gebraucht dafür das Bild der Freundschaft, denn unter Freunden gibt es keinen Paternalismus und keine Unterordnung. Freundschaft ist Beziehung unter Gleichen. Im Reich Gottes, so die prophetische Vision, wird dann keiner mehr den anderen belehren (Jer 31,34), weil alle Schüler Gottes sind (Joh 6,45). Gott ist der Geber aller Gaben – und alle Menschen sind Lernende, Empfangende, so dass sich keiner über den anderen erheben kann. Lehrer und Lehrerinnen sind ihren Schülern immer nur in bestimmter Hinsicht einen Schritt voraus und ihr Ziel ist, dass sie bald eingeholt werden.

Aus diesem Grund lehrt Jesus seine Jünger, selber zu lehren. Er will, dass auch sie gute Lehrer werden. Er beansprucht für sich weder das Heilungs- noch das Lehrmonopol. Er behält seine Gaben und Erfahrungen nicht für sich zurück, sondern teilt sie mit seinen Schülern. Es kommt ihm auf die Reifung seiner Schüler an: Sie sollen selber Lehr-Erfahrungen machen. Und so schickt er seine Jünger öfter mal alleine los, damit sie ein Praktikum machen. Hinterher führt er Personalgespräche und wertet mit seinen Jüngern das Praktikum aus. Interessant ist, dass bei dieser Evaluation nicht der Erfolg im Zentrum steht. Die Jünger haben zwar Erfolge vorzuweisen. Aber Jesus relativiert diese und sagt: Der entscheidende Wert ist, dass ihr Kinder Gottes seid. Damit befreit er seine Schüler vom Leistungsdruck und sagt: Euer entscheidender Wert ist euch von Gott schon

geschenkt. Dieser innere Wert soll der Grund eurer Freude sein – und nicht der äußere Erfolg. Und wenn der mal ausbleiben sollte, so habt ihr immer noch einen inneren Halt und eine innere Freude. (vgl. Lk 10,20)

Als guter Pädagoge weiß Jesus, dass die Geduld die Mutter der Erziehung ist. Allerdings berichtet uns das Evangelium, dass auch Jesus bisweilen an seine Grenzen kam. Manchmal ist er es müde, mit so ungelehrigen Schülern zu tun zu haben, die einfach nicht kapieren, was er ihnen beibringen will. Dann ruft er aus: Oh du ungläubige und unbelehrbare Generation! Wie lange muss ich euch noch ertragen! (Mt 17,17) Jesus stöhnt, aber er verliert dann die Geduld doch nicht und lehrt wieder weiter.

In all seinem Lehren und Handeln respektiert Jesus immer die Freiheit des Menschen. Er lädt ein („Wenn du willst...“: Mk 10, 17-22), aber er wendet weder Gewalt noch subtile Manipulation an. Es ist ihm wichtig, dass seine Schüler ihm freiwillig folgen. Er stellt sie vor die Alternative, zu bleiben oder zu gehen – und zwar ohne Drohung. Er stülpt nichts über, sondern er will anbieten, vorschlagen und herausfordern. Dadurch wird die Freiheit seiner Schüler „pro-voziert“.

Halt und Haltungen

Wenn wir Mose und Jesus als die zwei zentralen Führungsgestalten der Bibel noch einmal genauer in den Blick nehmen, so könnten sich dabei Hinweise ergeben auf eine „Menschenführung aus geistlicher Haltung“. Die zentrale Basis lautet: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.“ (Ex 20, 1-2) Der archimedische Punkt ist die Gottesbeziehung. Ist Gott für mich wirklich Gott? Ist er ein intellektuelles Konstrukt – oder verändert sich, wie Bert Brecht das fragen lässt, durch den Glauben an Gott auch das konkrete Leben?

Aus einem Gedicht mit dem Titel: „Anbetung“:

*... alle Götzen
binden dich so
dass du ihnen verfallst
und nur die Anbetung
die dich frei macht
gilt wirklich Gott*

(A. Knapp, Brennender als Feuer, 42)

In der Präambel der 10 Gebote wird daran erinnert, dass es um Befreiung geht, damit wir immer bundesfähiger und d.h. liebesfähiger werden. Der eigentlich Handelnde ist Gott. Und ich bin *nicht* Gott. Die erbsündliche Versuchung wird in der Bibel als die Tendenz beschrieben, dass der Mensch wie Gott sein will. Dieser Tendenz gilt es immer wieder zu wehren. Gerade in leitenden Aufgaben werden an uns hohe Erwartungen herangetragen. Allmachtsphantasien werden auf uns übertragen. Es gibt Menschen, für die wir dann quasi-göttliche Züge haben, die uns verehren, die alles von uns erwarten. Wir müssen die Vater- oder Mutter-Rolle spielen – und darin können sich idolatrische Züge verbergen. Wir werden zum Über-Vater, zur Über-Mutter. Hier dürfen wir wie Johannes der Täufer sagen: „Ich bin es nicht!“ (Joh 1,21) „Ich bin ein Mensch und nicht Gott.“ Das kann ungeheuer entlasten und befreien. Nur Gott ist Gott.

Welche geistlichen Haltungen folgen aus diesem Halt in Gott?

1. Gott ist der erste und eigentliche Pädagoge, der jeden Menschen erleuchtet und führt. Religio ist Rückbezug auf eine letzte Verankerung, auf Gott als den tragenden Grund allen Lebens und der Freiheit zur Liebe. Im Unterschied zu den totalitären Regimes mit ihren Stasis wissen wir nicht, was wirklich das Beste für einen anderen ist. Nur Gott weiß es. Und darum sind wir gehalten, bei allen erzieherischen Maßnahmen immer einen letzten Respekt vor dem anderen zu haben, der ihm oder ihr als Kind Gottes zukommt. Das gilt vor allem, wenn wir erzieherisch an

unsere Grenzen kommen und Gefahr laufen, uns an einem anderen zu reiben. Als Kind Gottes aber hat selbst der größte Versager oder Störenfried eine unverlierbare Würde. Und alle unsere Beurteilungen sind im Blick auf das letzte Urteil, das nur Gott zusteht, immer relativ.

2. Die Anerkennung Gottes zeigt sich darin, dass ein Mensch, der andere führt, sich auch selber führen lässt. Er darf sich nicht als letzte Instanz verstehen, sondern braucht selber eine Grundhaltung des Hörens und Lernens. Sie oder er muss jemand sein, der sich etwas sagen lassen kann. Für Schüler ist es absolut wichtig, dass sie erfahren, dass auch ihre Lehrer noch Lernende sind. Genau darin können sie ihnen nämlich zu Vorbildern werden.

3. Wir Menschen sind einander zur Hilfe erschaffen. Wenn der Mensch also auf Gott hören will, dann braucht er dazu die Hilfe der anderen. Gott spricht manchmal durch die Jüngeren, die Neulinge. Aus dem Mund der Kinder schafft sich Gott Lob. Warum sollte Gott uns bisweilen nicht auch durch unsere Schüler ansprechen, um uns einen Wink zu geben?

4. Aus dem Gottesbezug folgt ein bestimmter Umgang mit Macht. Als Erzieherinnen und Erzieher und als Verantwortliche für große Schulen haben wir ganz selbstverständlich mit Macht zu tun. In der Kirche besteht oft die Tendenz, diese Macht nicht offen beim Namen zu nennen. Ein erlöster Umgang mit Macht äußert sich in größtmöglicher Transparenz, etwa bei Entscheidungen. Indem ich meine Kriterien offen lege und mich auch kritisierbar mache, lasse ich andere an meinem Entscheidungsprozess partizipieren. Das wehrt den Tendenzen zum Absolutismus. Manchmal entwickeln Menschen in hohen Leitungsfunktionen bestimmte Allüren, weil ihnen keiner mehr die Meinung sagt. Der Kaiser ist nackt, aber keiner sagt es ihm. Statt dessen fragt man die Sekretärin: Wie ist seine Majestät heute aufgelegt? Transparenz relativiert den Absolu-

tismus. Kaschierte Macht dagegen ist gefährlich, weil sie sich nicht hinterfragen lässt. Was es also braucht, ist die offen gelegte und im Rahmen von Strukturen eingegrenzte Macht. Unser Einfluss ist zum einen von außen her eingeschränkt, etwa durch Schulgesetze, durch begrenzte finanzielle und personelle Spielräume. Es braucht aber auch eine innere Ordnung, um den Tendenzen von Allmachtsphantasien zu wehren. Der Rückbezug auf Gott als *die* religiöse Grundhaltung kann uns helfen, unseren Einfluss in Verantwortung wahrzunehmen, verstanden als Einordnung in ein größeres Ganzes, in die Kirche, in jene große Bewegung, die zum Reich Gottes hinführen will. Wer in der Gottesbeziehung seinen Halt findet, kann die Ausübung von Macht und Verantwortung als Dienst leben, so wie Jesus das verstanden und vorgelebt hat.

5. Ein solcher Halt kann auch helfen, mit Ohnmacht umzugehen, ohne daran zu zerbrechen. Es gehört ja zu unseren schwierigsten Erfahrungen, Ohnmacht aushalten zu müssen: Wenn ich Verordnungen durchsetzen muss, zu denen ich innerlich nicht stehen kann. Wenn ich mit Kollegen/innen nicht zurecht komme und sie dennoch aushalten oder sogar verteidigen muss. Wenn ich Schülern in ihren prekären familiären Situationen nicht wirklich weiterhelfen kann, weil die Eltern das Sorgerecht und das letzte Wort haben. Wie lebe ich meine Ohnmacht? Die Verankerung in Gott lässt mich zum einen für das kämpfen, was ich für richtig halte. Zum anderen kann ich das letzte Gelingen in die Hand Gottes zurücklegen.

6. Menschenführung aus geistlicher Haltung geschieht als Berufung. Wir haben primär nicht einen pädagogischen Beruf gewählt, um einen Job zu haben. Wir haben dies vielmehr getan im Bewusstsein, dass wir von Gott dazu begabt wurden und wir diese Gaben als Antwort auf seinen Ruf entfalten dürfen. Berufung bedeutet auch, dass ich meine Aufgabe nicht als Selbstbestätigung brauche, sondern dass ich in Dienst genommen wer-

de. Natürlich brauchen wir immer auch etwas für uns selber, aber tendenziell geht es darum, uns brauchen zu lassen. Eine solche Haltung kann uns eine tiefe innere Gewissheit geben, am richtigen Platz zu sein. Wir dürfen uns freuen, dass Gott uns brauchen kann und dass wir einen Dienst erfüllen dürfen im Blick auf das Wachstum des Reiches Gottes.

7. Berufung bedeutet vor allem, dass ich ein Kind Gottes bin und als solches anerkannt und geliebt. Mein innerster Wert liegt darin begründet, dass Gott mich kennt und mein Name in seine Hand geschrieben ist. Darum muss ich mir nicht krampfhaft einen Namen machen. Weil ich für Gott unendlich wichtig bin, brauche ich mich nicht wichtig machen, noch mich wichtig zu nehmen. Mein Wert liegt nicht in dem begründet, wie andere mich bewerten und einschätzen. Ich bin Gottes geliebte Tochter, geliebter Sohn. Das genügt. Wenn ich so von Gott geliebt bin, dann muss ich mich nicht um jeden Preis beliebt machen. Wenn ich Kind Gottes bin, muss ich mich nicht unbedingt Lieb-Kind machen. Ich kann es aushalten, auch unpopuläre Entscheidungen zu treffen, die pädagogisch notwendig sind. Erziehen heißt ja bisweilen auch: Den anderen einschränken, ihm Grenzen setzen, ihm dadurch eine Frustration und einen Schmerz zumuten. Je weniger ich um meine eigene Person besorgt bin, um so echter und Person-gerechter kann mein Tadel und mein Lob sein und damit umso hilfreicher.

8. In Gott verankert sein bewahrt mich auch davor, andere für meine Zwecke zu instrumentalisieren. Ich selber bin ja auch ein Instrument in der Hand Gottes. So werde ich freier von der Versuchung, andere für meine persönlichen Zwecke zu gebrauchen. Dass ich mir etwa Zuwendung, Lob und Aufmerksamkeit von meinen Schülern hole.

9. Es gilt auch umgekehrt: Wenn ich von Gott her mein Lob und meine Anerkennung erhalte, dann kann ich dieses Geschenk mit anderen teilen. Ich kann mich freuen an der

Entwicklung der Schülerinnen und Schüler, weil sichtbar wird, was Gott in sie hineingelegt hat. Alle sollen reif werden, zur Matura gelangen, um beziehungs-fähig zu sein im Hinblick auf Gott und die Menschen. Educatio ist Erziehung zur Freiheit der Kinder Gottes, an denen Gott sein Wohlgefallen hat. (vgl. Lk 2,52)

10. Bisweilen haben wir den Eindruck, dass unsere pädagogischen Konzepte scheitern, weil unsere Schüler so anders sind – und gar nicht so, wie wir sie wollen. Dann dürfen wir uns an ein Gedicht von Khalil Gibran erinnern:

*„Eure Kinder sind nicht eure Kinder.
Es sind Söhne und Töchter der Sehnsucht
des Lebens nach sich selbst.
Ihr könnt ihnen Eure Liebe geben, aber nicht
Eure Gedanken, denn sie haben ihre eigenen
Gedanken.
Ihr könnt ihrem Körper ein Heim geben, aber
nicht ihrer Seele, denn ihr Seele wohnt im
Haus von morgen, das Ihr nicht besuchen
könnt, nicht mal in Euren Träumen.
... versucht nicht, Sie Euch ähnlich zu ma-
chen.“*

So sind also unsere Schülerinnen und Schüler primär Kinder Gottes. Sie sind nicht nach meinem Bild geschaffen, sondern sind Gottes Ebenbild. Und an diesem zerbrechen meine Bilder, Wunschvorstellungen – und oft auch meine pädagogischen Ziele. Aber wenn Gott sie so anders wollte, dann übernimmt er auch die Verantwortung und ich darf ihm die anderen überlassen.

11. Somit enthebt uns die Berufung durch Gott einer letzten Verantwortung und Sinngebung unseres Auftrags. Wir machen zwar Schule, aber nicht das Reich Gottes, auf das hin letztlich alles zu läuft. Und wie mein konkretes Tun und Lassen sich auf das Wachstum des Reiches Gottes auswirkt, bleibt dem menschlichen Kalkulieren und Evaluieren entzogen. Das kann uns Gelassenheit geben. Ich bin nicht die letzte Instanz, sondern ha-

be als Treuhänder einen Auftrag innerhalb eines größeren Ganzen. Die daraus resultierende Gelassenheit erlaubt es mir, meine Grenzen anzunehmen und mich ergänzen zu lassen. Ich kann Verantwortung delegieren und mit anderen vertrauensvoll zusammenarbeiten. Und wenn wir unsere Ziele nicht immer erreichen, trotz allen Bemühens, so dürfen wir gewiss sein, dass dies noch nicht das letzte Wort über meine Geschichte oder über einen bestimmten Menschen ist. Wie oft müssen wir von anderen und bisweilen auch von uns selber feststellen: „Das Klassenziel wurde nicht erreicht.“ – Solche Ergebnisse könnten uns zur Resignation führen. Wenn aber Gott es ist, der das letzte Gelingen schenkt, so können wir auch mit unserem menschlichen Scheitern leichter umgehen.

12. Jede Freundschaft und Beziehung lebt von Begegnungen und Regelmäßigkeit. Mose spricht immer wieder mit Gott, um sich zu beraten. Das Buch Deuteronomium bringt die Gott-Unmittelbarkeit von Mose folgendermaßen auf den Punkt: „Fortan ist kein Prophet mehr in Israel aufgetreten wie Mose, mit dem der Herr von Angesicht zu Angesicht verkehrt hatte“ (Dtn 34,10). „Wie der Freund mit dem Freund redet, so hatte er mit Gott gesprochen“ (Ex 33,11). Auch Jesus zieht sich auf den Berg zurück, um zu beten. Beten heißt vor allem: Das Antlitz Gottes suchen. Die Sehnsucht nach dem Antlitz Gottes hilft mir, über mich selber hinausschauen. Ich darf mich und die anderen unter dem Blickwinkel Gottes sehen. So führt das Gebet zu einem heilsamen Perspektivenwechsel.

Wo ist mein Offenbarungszelt, mein Tabernakel, mein Berg, auf den ich mich zurückziehe, um das Antlitz Gottes zu suchen? Wir brauchen Orte und Zeiten für das Gebet, die Stille, geistliche Lektüre. Mir als „kleinem Bruder“ hilft meine Ordensregel, die mir regelmäßige Zeiten der Stille verordnet. Carlo Cretto hat den Rhythmus unserer Spiritualität auf die einfache Formel gebracht: Jeden Tag eine Stunde der Stille, einmal im Mo-

nat einen Tag und einem im Jahr eine Woche. In unserer Spiritualität nenne wir solche Zeiten „Wüstentage“. Sie sind ein Exodus aus den Mühlen des Alltags, bisweilen auch eine kleine Entziehungskur, um mich aus Abhängigkeiten zu lösen und um zu wachsen in Schlichtheit und Vertrauen. Man kann sich fragen: Auf welcher Etappe meines persönlichen Exodus stehe ich derzeit? Trauere ich Vergangenen nach, etwa der Sicherheit Ägyptens? Hadere ich wegen fehlender Ressourcen, wegen innerer Trockenheit? Bin ich überlastet und lasse mir nicht helfen?

Nicht immer gelingt es mir, diese Zeit auch zu finden. Aber wenn ich sie mir nicht nehme, dann merke ich das und auch die anderen spüren es. „Ich habe heute viel zu tun; darum muss ich viel beten“, sagte Martin Luther. Das Gebet ist eine heilsame Unterbrechung und erinnert mich, dass ich nicht der Erlöser der Welt und nicht einmal mein eigener Erlöser bin. Im Gebet werde ich meiner eigenen Geschöpflichkeit und Bedürftigkeit inne. Wenn ich mich an Gott, den Allmächtigen wende, dann relativieren sich alle menschlichen Allmachtsphantasien. Solche Unterbrechungen wehren der Tendenz, mich und meine Arbeit zu wichtig zu nehmen. In unserer Spiritualität spielt das Wort „gratuité“ eine zentrale Rolle: Das Geschenk, das mir umsonst gegeben wird. Zeiten von gratuité sind gerade solche Wüstentage: Ich muss nichts machen, nichts leisten. Ich bin eingeladen zum Nichts-Tun – im Sinne des Geschehen-Lassens: Stille, Aufmerksamkeit, Einfachheit, Kontemplation. Ich darf einfach nur da sein, mich an allem freuen, was sich mir zeigt. Meine Freude liegt nicht in dem, was ich tue, sondern darin, dass ich bin und dass ich dich, schön menschlich Antlitz habe, wie Matthias Claudius das einmal ausgedrückt hat. Perspektivenwechsel.

13. Das Gebet rückt alles wieder in das rechte Licht und bringt mich selber ins Lot. Es ist gut, dass ich meine Aufgaben ernst nehme und darin bisweilen aufgehe. Aber jede Aufgabe kann auch zu einem Götzen werden.

Ich habe Götzen als Mächte definiert, die zunächst eine positive Ausstrahlung haben. Deshalb sind sie ja auch so verführerisch. So lange sie nicht verabsolutiert werden, haben solche Kräfte oder Dinge ihren positiven Wert. Wenn sie mich aber immer mehr besetzen, dann rauben sie mir meine Identität als Kind Gottes. Ich definiere mich dann nicht mehr von Gott und seiner Liebe her, sondern von einer bestimmten Funktion oder einer Aufgabe. Je mehr ich diesem Mechanismus verfallende, umso unfreier werde ich. Götzen zerstören ja die Freiheit und die Identität des Menschen.

Hier gilt es immer wieder wach zu sein, den Anfängen zu wehren und die Unterscheidung der Geister zu pflegen:

*auf meinem inneren Marktplatz
schreien tausend Stimmen durcheinander*

...

*wie unter den vielen Parolen
Dein Wort noch finden*

*die Stimmen wollen etwas von mir
Du willst mich*

*die Stimmen trachten mich zu beherrschen
Du bist das Wort das frei macht*

*die Stimmen verführen in die Entfremdung
Du führst mich zu Dir und mir zugleich*

*die Stimmen flüstern mir ein was ich brauche
Du rufst mich dorthin wo ich gebraucht werde*

*die Stimmen suchen zu überreden
Du überzeugst mich ins Leben*

(A. Knapp, Brennender als Feuer, 72)

Wodurch definiere ich mich? Von einer bestimmten Aufgabe oder Funktion? Wie wichtig ist es für mich, wichtig zu sein? Gibt es Freiräume, die nicht von dieser Aufgabe besetzt sind? Kenne ich Muße und Spiel? Kann ich loslassen, den Betrieb mal ganz Betrieb sein las-

sen, mich für eine bestimmte Zeit verabschieden, ohne Angst, dass ohne mich alles zusammenfällt? Manchmal sagen wir, dass ein Mensch mit seiner Firma verheiratet ist. Oder mit seinem Beruf. Und das heißt: Dass er nur noch für diese Aufgabe lebt und in seinem Herzen keinen Freiraum für andere mehr hat.

Mit wem bin ich verheiratet? Halte ich als Ordensmann in meinem Herzen für Gott jenen Raum der Liebe frei, den sonst vielleicht eine menschliche Beziehung in Anspruch nehmen würde? Die Kontrollfrage lautet: Was passiert, wenn ich diese Aufgabe nicht mehr innehab?

Ich selber habe da eine sehr schmerzliche Erfahrung gemacht. Als ich bei den kleinen Brüdern eingetreten bin, arbeitete ich zunächst ein Jahr in Paris als Putzkraft und dann als Hilfspfleger. Das war eine schwere Entziehungskur. Denn vorher stand ich als Chef der Priesterausbildung sehr im Mittelpunkt der diözesanen Aufmerksamkeit. Ich hatte die Dienstaufsicht über viel Personal, war in Priesterrat und Personalkommission, war zu Empfängen eingeladen usw. Und jetzt krächte auf einmal kein Hahn mehr nach mir. Das auszuhalten fiel mir sehr schwer. Natürlich hatte ich auch vorher oft gebetet: „Gott allein genügt.“ Aber jetzt merkte ich, dass mir Gott allein überhaupt nicht genügen will. Glauben heißt: In Gott verankert sein. Ich spürte, dass ich neben Gott noch viele andere Änkerchen brauche, die mir Halt geben. Das zuzugeben und zu schauen, wovon ich abhängig geworden war, das war heilsam. Vielleicht ist damals mein Beten ein bisschen ehrlicher geworden. Und vielleicht durfte und darf ich auch andere Quellen entdecken, aus denen ich lebe: Nicht die großen Aufgaben, die Verantwortung, das im-Mittelpunkt-Stehen, sondern der leise Trost im Gebet, ein freundlicher Blick eines nahen Menschen, die Dankbarkeit, dass ich lebe, dass ich atme, dass ich gesund bin. Je mehr mir diese einfachen Dinge genügen, umso näher komme ich vielleicht auch an die Erfahrung, dass Gott allein genügen kann.

14. Weil Gott sich in Jesus Christus menschlich nah gezeigt hat, dürfen wir seine Nähe auch und gerade in der menschlichen Begegnung finden. So ist es nicht nur ein Notnagel, sondern ein Gottesgeschenk, wenn wir eine Gemeinschaft finden, in der wir uns ganz offen und ehrlich austauschen können. Damit es aber nicht zum Beziehungschaos kommt, muss eine wirklich freundschaftliche oder partnerschaftliche Gruppe strukturell von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen getrennt werden. Eine solche Gruppe kann aus Mitschwestern oder Mitbrüdern bestehen, die nichts mit der Schule zu tun haben. Wenn der Rahmen der Vertraulichkeit gewahrt ist, kann eine solche Gruppe oder eine Freundschaft eine große Hilfe sein. Dort kann ich dann meine Freuden und Sorgen teilen, kann ich mal ins Unreine hinein reden und auch meine Hilflosigkeit und Ohnmacht zeigen. Als ich noch in der Priesterausbildung Verantwortung hatte, war ich sehr froh um die Freundschaft mit einem Ehepaar, auf dessen absolute Diskretion ich mich verlassen konnte.

Neben solchen privaten Beziehungen können auch professionelle Gruppen eine Hilfe sein: Das Spektrum reicht von der Supervision bis zur partnerschaftlichen Kollegen/innen-Gruppe, in der z.B. Schulleiter und Leiterinnen sich zu einem Austausch treffen. Mir hat in dieser Hinsicht die Regentenkonferenz immer sehr gut getan: Ich durfte manches loswerden, vieles lernen und dann auch sehen, dass anderswo auch nur mit Wasser gekocht wird.

Es gibt freilich auch Erfahrungen, die ich vielleicht mit niemandem teilen kann. Als Verantwortliche leben wir in einer strukturellen Einsamkeit. Es gibt Dinge, die wir mit anderen nicht besprechen können. Uns wird manches anvertraut, wir haben Einblick in persönliche Geschichten – und müssen das für uns behalten. Das fällt oft nicht leicht. Gerade dort, wo ich diese Einsamkeit spüre, wartet Gott auf mich. Der Raum des Gebetes ist der Ort, wo ich auch das Unsagbare und

das Unsägliche ins Licht Gottes halten darf. Kann ich das, was mich bedrückt, Gott anvertrauen? Ist mein Beten ein Raum, in dem auch Not, Ratlosigkeit und Verzweiflung vor Gottes Angesicht zum Ausdruck kommen dürfen?

Im Beten dürfen die Menschen vorkommen, für die ich Verantwortung habe. Im Gebet kann ich diese Verantwortung wieder abgeben. Ich kann meine Kollegen und Kolleginnen und die Schüler Gott ans Herz legen. Es sind ja nicht meine Kinder, sondern die seinen. Vielleicht kann ich eine ganz besonders schwierige Situation auf einen Zettel schreiben und diesen an den Tabernakel stecken, so wie in die Klagemauer. Oder einer alten Tradition folgend eine Kerze anzünden.

Gottes Gegenwart ist der Dornbusch, der brennt und doch nicht verbrennt. Wenn wir bei ihm verweilen, dann werden auch wir nicht ausbrennen. Das Burn-out-Syndrom erfahren diejenigen, die nicht mehr erleben dürfen: Ich bin, der ich bin. Wer nur noch sagt: Ich bin meine Arbeit, ich bin meine Funktion, ich bin meine Rolle, der wird für diese Aufgabe brennen und dabei eines Tages ausgebrannt sein. Wer aber von sich erfahren darf: „Ich bin, der ich von Gott her bin“, nämlich Kind Gottes, wer also spürt: Ich bin von Gott gekannt, gerufen und gesandt, der wird aus der Liebe Gottes leben. Die Erfahrung, von Gott geliebt zu sein, macht engagiert und gelassen zugleich. Ich darf brennen, aber ich brenne dabei nicht aus. Denn Gottes Liebe ist unerschöpflich. Und wenn ich immer wieder jenen leisen Ort suche, an dem sich Gottes Liebe für mich zeigt, dann darf ich dort die Schuhe ausziehen und ganz ungeschützt da sein. Ohne Maske und Rolle, nur ich selber, barfuß im Herzen. Hier wird mir meine Identität neu geschenkt und so kann ich mich dann senden lassen. Um andere zu befreien. Um selber freier zu werden. Um herauszuführen: Exodus – Educere – Educatio. Erziehung zu Freiheit und Liebe.